

# Blätter aus Krain.

## Beilage zur Laibacher Zeitung.

N<sup>o</sup>. 27.

Siebenter Jahrgang.

4. Juli 1863.

### Ich singe, wie der Vogel singt.

Sonett.

Ich singe, wie der Vogel singt; indessen  
Nicht wie der Vogel in den grünen Zweigen,  
Woht aber wie die Lerche, die den Reigen  
Im Dome führt, den Keiner noch ermessen.

Dort lieb' ich, unbeirrt durch die Eypressen  
Des Erdelebens, himmelan zu steigen,  
Bis ich zuletzt, vom feierlichen Schweigen  
Umwalt, was in der Tiefe liegt, vergessen.

Und klingt vielleicht auch keines meiner Worte,  
Zurückgeführt vom Erdenecho, wieder  
Zu meinem Ohr, es macht mir keine Neue;

Dem leise spielen sie um Edens Pforte:  
In Hoffnung, daß von euch, ihr kleinen Lieder,  
Gelockt, vielleicht ein Engel sich erfreue.

Ludwig Westrum.

### Croisilles.

Novellette.

In den ersten Jahren der Regierung Ludwig XV. lehrte ein junger Mensch, Namens Croisilles, der Sohn eines Goldschmiedes, von Paris nach seiner Vaterstadt Havre zurück. Sein Vater hatte ihn mit der Besorgung eines Handelsgeschäftes beauftragt, das in sehr günstiger Weise zu Ende geführt worden war. Die Freude, Ueberbringer einer guten Nachricht zu sein, beflügelte seine Schritte; er legte nämlich, obwohl er eine bedeutende Summe mit sich führte, den Weg, aus Lust am Wandern, zu Fuß zurück. Er war ein lustiger und dabei auch recht verständiger Junge, der sich jedoch mitunter solche Zerstreutheit und Unbesonnenheit zu Schulden kommen ließ, daß man ihn bisweilen für recht extravagant halten mußte. Die damals übliche Perrücke ließ nach der Seite geschoben, den Hut unter dem Arm haltend, stand er frühzeitig auf, nahm das Nachtlager in den Schenken am Wege und freute sich, eine der schönsten Gegenden Frankreichs jügend und pfeifend durchziehen zu können. Die Aepfelbäume der Normandie mußten ihm Tribut zahlen; er erquidete sich an ihren saftigen Früchten und schmiedete dabei Verse zur Verherrlichung des schönen Fräuleins Godeau, Tochter eines Generalpächters und eine der reichsten und darum auch viel umworbenen Erbinnen von Havre. Im

Hause ihres Vaters fand Croisilles nur zufällig Einlaß, wenn er nämlich Schmuckfachen aus der Werkstätte seines Vaters dorthin brachte. Der geldstolze Godeau gestattete dem Sohne des Goldschmiedes keinen Zugang; da aber Fräulein Godeau wunderschöne Augen besaß, der junge Croisilles ein hübscher Bursche war, und hübsche Burschen sich in der Regel nicht abhalten lassen, ihre Herzen an schöne Mädchen zu verschicken, so betete Croisilles das Fräulein an, das diese Anbetung durchaus nicht übel aufzunehmen schien. Darum waren auch seine Gedanken während der Wanderung nach Havre ohne Unterlaß ihr zugewendet; leichtsinnig, wie immer, ließ er sich durch die fast unübersteiglichen, zwischen ihm und ihr liegenden Hindernisse in der Beschäftigung, einen passenden Reim auf ihren Namen zu finden, nicht beirren. Da sie Julie hieß, so war die Aufgabe keine allzu schwere. Bei der Ankunft in Honfleur war Croisilles sehr guten Muthes, als er sich, sein Geld und seine Verse einschiffte; nicht minder fröhlich stieg er in Havre ans Land und eilte sofort nach dem väterlichen Hause.

Dort fand er den Laden geschlossen; er erstaunte und empfand auch eine gewisse Angst, als ihm auf sein wiederholtes Pochen nicht geöffnet wurde. Er rief nach seinem Vater, erhielt aber keine Antwort. Von einem nur mit Widerstreben Auskunft ertheilenden Nachbar erfuhr er endlich, daß sein Vater bankrott geworden und unter Zurücklassung des Restes seiner Habe nach Amerika entflohen war.

Zunächst fühlte sich Croisilles durch den Gedanken niedergedrückt, daß er seinen Vater vielleicht nie mehr wiedersehen werde. Er hielt es für unmöglich, dergestalt verlassen und aufgegeben sein zu müssen; er wollte durchaus in den Laden dringen und fast unter Gewaltanwendung mußte man ihm begreiflich machen, daß gerichtliche Siegel an den Thüren hafteten; er setzte sich auf einen Eckstein, überließ sich ganz seinem Schmerze, weinte bitterlich, hörte nicht auf die Trostsprüche seiner Umgebung und rief ohne Unterlaß nach dem bereits weit entfernten Vater; endlich stand er auf, schämte sich, der Menge ein Schauspiel geboten zu haben und schritt in tiefer Verzweiflung dem Hafen zu.

Am Strande ging er, kaum seiner Sinn emächtigt, vor sich hin. Er sah sich rettungslos verloren, da ihm weder ein Ayl, noch eine Aussicht, noch helfende Freundschaft zu Gebote stand. Selbstmordgedanken beschlichen ihn; es drängte ihn, sich und seine Leiden in der See zu ertränken. Schon wollte er diesem Drange nachgeben, als ein alter Diener, Namens Jean, der



seit vielen Jahren dem Hause seines Vaters angehört hatte, ihm in den Weg trat.

„Ach, lieber Jean,“ rief er diesem zu, „Du kennst das entsetzliche Unglück, das über uns hereingebrochen ist. Wie hat mein Vater nur, ohne ein Wort des Abschiedes, uns verlassen können?“

„Das hat er nicht gethan,“ entgegnete der alte Mann und überreichte ihm einen Brief.

Croisilles erkannte die Schrift seines Vaters und küßte den Brief, ehe er ihn entfaltete; das Schreiben enthielt jedoch nur einige Worte, welche den Schmerz des jungen Menschen noch mehr steigerten. Der alte, von jeher als ein sehr rechtschaffener Mann bekannte und durch den unworhergesehenen Bankerott eines Geschäftsfreundes ruinirte Goldschmied hatte seinem Sohne nichts als einige allgemeine Tröstungen zu sagen und sehr vage und unbestimmte Hoffnungen in Aussicht zu stellen.

Als Croisilles das Schreiben gelesen hatte, sagte er:

„Jean, mein Freund, Du kennst mich von frühesten Kindheit an und bist gegenwärtig gewiß das einzige Wesen, das ein wenig Liebe für mich fühlen kann, was mir sehr angenehm ist, Dir aber einen sehr unangenehmen Moment bereiten wird; so wahr nämlich mein Vater in diesem Augenblick das Meer bereist, so gewiß werde auch ich mich in das Meer stürzen, wenn auch nicht in Deiner Gegenwart und sofort, so doch einen dieser Tage, denn ich bin gänzlich ruinirt und verloren.“

„Was läßt sich dagegen machen?“ versetzte Jean, der den Verzweiflungsausbruch gar nicht gehört zu haben schien, nichtsdestoweniger aber Croisilles am Rockhooke fest hielt. „Was läßt sich dagegen machen, lieber Herr? Ihr Vater ist betrogen worden; er erwartete Geld, das nicht gekommen ist und zwar keine geringe Summe. Wie hätte er also noch länger bleiben sollen. Herr, dreißig Jahre lang war ich sein Diener und Zeuge, wie mühsam er im Beginne sein tägliches Brot erwarb; ich habe ihn arbeiten, Geschäfte machen und die Thaler nach und nach in sein Haus einziehen sehen. Er war ein Ehrenmann und dabei auch sehr geschickt in seinem Berufe; man hat sein Vertrauen in ganz entsetzlicher Weise gemißbraucht. Noch in den letzten Tagen war ich immer in seiner Nähe und habe mit diesen alten Augen gesehen, wie er einen Gläubiger nach dem andern befriedigte; als die Geldlade leer war, sagte er zu mir gewendet: Jean, in diesem Fach waren am Morgen noch hunderttausend Thaler! Wer so verfährt, ist kein leichtsinniger Creditdar und ein solcher Bankerott hat nichts Entehrendes.“

„Ich zweifle eben so wenig an der Rechtschaffenheit meines Vaters, als an seinem Unglück. Ich zweifle auch nicht an seiner Liebe zu mir; bei alledem weiß ich aber doch nicht, was ich jetzt beginnen soll. An Armuth und Noth bin ich nicht gewöhnt und habe auch das Zeug nicht in mir, mir ein Vermögen zu machen. Hätte ich es aber auch, so wäre mein Vater deswegen nicht weniger verriest. Wenn er dreißig Jahre gebraucht hat, um reich zu werden, so würde ich noch mehr brauchen, um mich von dem Schlage zu erholen, der mich getroffen hat. So lange wird er aber nicht leben; er wird in

Amerika sterben und ich besitze nicht einmal die Mittel, um ihn dort aufzuzuchen; nur im Tode können wir wieder zusammen treffen.“

So verzweifelt Croisilles aber auch war, so hinderte ihn doch sein religiöses Gefühl an der sofortigen Ausführung eines Selbstmordes und darum ließ er sich auch von Jean wieder geduldig nach der Stadt zurückführen. Als sie sich in die Gassen derselben vertieft hatten und schon weit vom Meere waren, sagte Jean:

„Lieber Herr, mich will bedünken, daß ein rechtschaffener Mann jederzeit das Recht hat, sich am Leben zu erhalten, und daß ein Unglück kein Beweis gegen diese Behauptung ist. Ihr Vater hat sich, dem Himmel sei Dank, nicht entleibt, und so sehe ich auch gar nicht ein, warum Sie an dergleichen denken können. Entehrt ist er nicht, daß weiß die ganze Stadt, weshalb geben Sie sich also so verzweiflungsvollen Gedanken hin. Man muß die Kraft haben, die Last der Armuth ertragen zu können. Was erschreckt Sie denn eigentlich? Gibt es doch so viele Leute, die arme oder auch gar keine Eltern haben. Was hätten Sie denn angefangen, wenn Sie ein Findling gewesen wären? Von vorn herein ist Ihr Vater auch nicht reich gewesen und gerade dieser Gedanke mag ihm zum Troste gereicht haben. Wären Sie den letzten Monat über hier gewesen, Sie würden mehr Muth haben. Jedermann kann arm werden und Niemand ist vor einem Bankerotte sicher; Ihr Vater hat sich aber trotz seiner überstürzten Abreise als Mann bewährt und an der Schnelligkeit der Reise war vielleicht auch nur der Umstand schuld, daß eben ein Schiff nach Amerika abging, was sich auch nicht alle Tage ergibt. Ich habe ihn bis zum Hafen begleitet. Der arme Mann war tief betrübt und legte mir ohne Unterlaß die Sorge für Sie ans Herz. . . Wahrhaftig, lieber Herr, Sie haben zuvor einen recht garstigen Gedanken gehabt. Jedermann muß in diesem irdischen Jammerthale eine Prüfungszeit durchmachen, und zum Beispiel habe ich als gemeiner Soldat im Felde gedient, ehe ich im Hause Ihres Vaters mein gutes Brot finden konnte. Ich habe damals recht viel ausgestanden, war aber jung, erst in ihrem Alter, lieber Herr, und konnte nicht glauben, daß die Vorsehung einem erst fünfundzwanzigjährigen Menschen nicht noch Besseres vorbehalten sollte. Warum wollen nun Sie der Vorsehung Hindernisse in den Weg legen, wenn sie das Schlimme wieder gut machen will? Lassen Sie ihr nur Zeit und Alles wird wieder in das rechte Geleis kommen. Wenn ich Ihnen einen Rath geben darf, so werden Sie ein Paar Jährchen warten und sich gewiß dabei recht wohl befinden. Um aus der Welt zu gehen, finden sich jederzeit Mittel. Für jetzt aber haben Sie keinen Grund, zu denselben zu greifen.“

Während Jean in solcher Weise den jungen Herrn zu ermunthigen trachtete, wandelte dieser schweigend an seiner Seite, von Zeit zu Zeit, wie es Leidende gewöhnlich zu machen pflegen, um sich blickend, um unwillkürlich nach Etwas zu spähen, was ihnen wieder Lust am Leben einflößen könnte. Nun fügte es der Zufall, daß eben Hrl. Godeau mit ihrer Gouvernante an ihm vorüber kam. Das von ihr bewohnte Hotel lag in der



Nähe, und Croisilles sah sie in dasselbe eintreten. Diese Begegnung hatte mehr Erfolg, als alle Beredsamkeit Jean's. Wir haben bereits bemerkt, daß er von Natur aus leichtblütig und für jeden Eindruck ungemein empfänglich war, so wie er auch jedem ihm durch den Kopf zuckenden Einfall sofort nachzugeben pflegte. Ohne ein Wort zu verlieren und rasch entschlossen, ließ er den Arm seines Begleiters fassen und beehrte Einlaß am Hausthore des Herrn Godreau.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Condor der Anden.

Dieser ungeheure und mächtige Vogel ist — aus Gründen, die man bisher noch nicht aufzuhellen vermochte — nie jenseits des Aequators nach dem Norden zu gefunden worden, obgleich er südwärts sein Reich durch Wolken und Stürme bis zur Magellan-Strasse ausdehnt. Man kann die Höhe, bis zu welcher der Condor in die Luft aufsteigt, nicht genau bestimmen, allein er erhebt sich unbestreitbar weit über die höchsten Berggipfel des Erdballs hinaus, wo, der allgemein angenommenen Meinung nach, der Act des Athmens, für den Menschen wenigstens, unmöglich ist. Allein, solche Ideen zerfallen vor dem Lichte der Erfahrung allgemach in ihr Nichts. Menschen sind in Luftballons volle sechs (engl.) Meilen über den Meeresspiegel hinaufgestiegen, und ihre Lungen wurden, wenn die Leute stark und kräftig waren, nur sehr wenig davon berührt. Hinwiederum haben in Gebirgsgegenden englische Reisende Höhen erreicht, in welchen, wie man früher vermuthete, die Luft allzu dünn sei für das Athmen. Wir müssen daher die peinlichen Gefühle, von denen die Naturforscher in den Anden befallen wurden, anderen Ursachen zuschreiben. Zu was immer für einer Schlussfolgerung wir hierüber in Beziehung auf den Menschen gelangen mögen, es ist gewiß, daß der Condor es für möglich findet, meilenweit oberhalb des Gipfels des Chimborazo zu athmen; denn er erhob sich in Gegenwart eines mit scharfem Gesicht ausgestatteten Beobachters, der von der Fläche des ewigen Schnees aus ihm nachschaute, in den Aether, bis er, nachdem er eine Zeit lang wie ein schwarzer Fleck ausgesehen, verschwand und sich im Blau des Firmaments gänzlich verlor. Wenn der Condor schreiben könnte, welche glühende und glänzende Schilderungen könnte er nicht geben von den Landschaften, die, in Momenten, in welchen der Durchmesser seines Horizonts mehr als tausend (engl.) Meilen betragen muß, vor ihm ausgebreitet liegen! Wie lange er so in den Himmeln begraben bleibt, muß theils von seiner Flügelstärke, theils von seiner Enthaltbarkeit abhängen, die so groß ist, daß man sagt: er könne in der Gefangenschaft vierzig Tage lang ohne Nahrung leben, obgleich im Zustande der Freiheit seine Gefräßigkeit die aller andern Thiere übertreffen soll, selbst den Geier nicht ausgenommen. Und was seinen Geschmack anbelangt, so ist der Condor keineswegs wählerisch, sondern er zieht frischem Fleisch das im äußersten Zustande der

Zersetzung befindlichen Aas vor. In allen südamerikanischen Staaten, vom Aequator bis zu den äußersten Grenzen von Chile, führen die Landwirthe einen tödtlichen Krieg mit diesem Vogel, dem ihre Heerden und zuweilen auch ihre Kinder zur Beute werden, und er wird unbarmherzig niedergeschossen oder auf den Kopf geschlagen, so oft sich eine Gelegenheit hiezu bietet.

Ohne seine Fressgier würde indeß der Condor selten die Beute der Bauern werden. Er könnte ein junges Vicuna oder Lama in seine Krallen nehmen, oder ein Lamm oder ein Knäblein in seinen unzugänglichen Horst in der Cordillera wegschleppen, ohne dem Schützen die Gelegenheit eines Schusses zu bieten, so schnell ist seine Schwinge, so plötzlich und augenblicklich sein Entrinnen. Allein, völliger Slave seiner Fresslust, achtet er, wenn er eine Beute vor sich hat, nicht auf die Folgen. Kaum rechts oder links schauend, zerreißt und würgt er hinab, so lange, als noch ein Viertelszoll in seinem Magen unausgefüllt ist. Hat er dann gespeist, so ist er so schwer, daß es ihm ganz unmöglich ist aufzusteigen; er muß erst ziemlich lang hin und her laufen, um Luft in seine Schwingen zu sammeln. Da die Bauern seine ungeheure Gefräßigkeit kennen, so tödten sie einen Dhsen, und umgeben den Cadaver mit einer kleinen Umzäunung hoher Palissaden. Die Condores riechen bald den Körper, und steigen in Flügen in die Falle herab, wo sie zerran und freischen und verschlingen, bis man glaubt, daß sie sich in einem für den Tod oder die Sklaverei reifen Zustande befinden. Da sie keinen Raum für ihre vorläufige Bewegung haben, so können sie sich innerhalb der Palissaden nicht in die Höhe erheben, und werden so entweder mit Keulen todtgeschlagen oder mit dem Lasso gefangen, und in Gefangenschaft zurückgehalten — zu welchem Zweck aber, wird nicht angegeben, wenn nicht etwa dazu, ihren Gefangennehmern das Vergnügen zu gewähren, zu sehen, wie sie vergeblich nach den Pies der Cordillera schauen. Man erzählt eine Anekdote von einem Landmann in Peru, der ob seiner Grausamkeit gegen den Condor schwer bestraft wurde. Der Vogel blieb, nachdem man ihm seine Flügel beschnitten, trübselig um das Haus herum zurück, und verschlang dann und wann ein Lämmling oder ein Zicklein. Allmählich fielen die alten Federn aus, und neue kamen und wuchsen, bis der Condor fühlte, daß ihm seine Kraft zurückkehre. Nun ergriff er ein junges Kind, den Liebling seines Vaters, zog damit im Hofraum umher, breitete dann seine gewaltigen Flügel aus, stieß wider den Boden, und erhob sich Angesichts der ganzen Familie mit seinem Opfer in die Lüfte.

(Aus Chamber's Journal.)

## Ein Freund am Sterbebette.

Dem Briefe eines im Unionistenheere dienenden Landmannes entnimmt ein deutsches Blatt die nachstehende rührende Scene: Schon seit längerer Zeit ist meine Wunde so weit hergestellt, daß ich zwar das Bett, aber nicht das Hospital



habe verlassen können. Ich versehe seitdem den Dienst eines Wärters, leiste Beistand, wenn Glieder abgenommen und Wunden verbunden werden, und Du magst es mir glauben, ich könnte Bände schreiben von den herzbrechenden Geschichten, die ich hier gesehen und erlebt habe. Doch bestand das schwerste Stück Arbeit, welches ich habe verrichten müssen, darin, daß ich meinen Daumen von dem Oberschenkel eines Verwundeten zurückzog. Du wirst nicht begreifen, aber höre: Unter einer Menge von Verwundeten wurde ein junger Mann in das Krankenhaus gebracht. Die Kugel war durch den Oberschenkel gegangen und es mußte zur Amputation geschritten werden. Das Bein wurde dicht am Leibe weggeschnitten, die Arterien wurden unterbunden. Der Kranke befand sich erträglich und man glaubte gewiß, ihn am Leben erhalten zu können. Nach einigen Tagen sprang eine Arterie. Es wurde ein Einschnitt gemacht und dieselbe wieder unterbunden. Der Wundarzt sagte, es sei ein Glück gewesen, daß nicht die Hauptarterie gesprungen, sonst wäre der Mann todtgeblutet, ehe ihm hätte Beistand geleistet werden können. Es besserte sich dann erheblich mit Charley und wir freuten uns Alle über ihn. Eines Nachts, wo ich im Krankensaale zu thun hatte, sagte er plötzlich, als ich an seinem Bette vorbeikam, zu mir: „Heinrich, mein Bein blutet wieder.“ Ich warf die Betten zurück und das Blut spritzte in die Luft. Der Schurf der Hauptarterie hatte sich abgetrennt. Glücklicherweise wußte ich, was zu thun war: im nächsten Augenblick drückte ich meinen Daumen auf die Stelle, und stopfte die Blutung. Es war so dicht am Leibe, daß kaum Raum für meinen Daumen blieb, aber es gelang mir, ihn daselbst festzuhalten. Ich weckte einen der Reconvalescenten und sandte denselben zum Wundarzt, der in der nächsten Minute erschien. „Ich danke Ihnen, A—“, sagte er zu mir, als er mich sah, „daß Sie zur Stelle gewesen sind und wußten, was zu thun sei, denn außerdem wäre er verblutet, bevor ich hier sein konnte.“ Als er aber die Stelle untersucht hatte, nahm sein Gesicht einen sehr ernsthaften Ausdruck an, und er sandte zu den andern Wundärzten mit der Bitte, sie möchten sogleich kommen. Es erschienen alle, die im Hause waren, und sie gingen zu Rathe über den armen Burschen. Ihre Entscheidung war einstimmig. Es war kein Raum da, wo sie operiren konnten, außer der Stelle, auf welcher mein Daumen lag; unter dem Daumen konnten sie nicht arbeiten; nahm ich denselben fort, so würde er zu Tode geblutet sein, bevor die Arterie unterbunden werden konnte. Es gab keinen Weg, sein Leben zu retten. Armer Charley! Er war sehr ruhig und gefaßt, als ihm sein nahe bevorstehendes Ende verkündigt wurde, und bat, daß sein Bruder, der gleichfalls im Hospital lag, geweckt und zu ihm gerufen wurde. Dieser kam, setzte sich an der Bettseite nieder, ich stand drei Stunden, hielt durch den Druck meines Daumens das Leben von Charley auf, während die Brüder zum letzten Mal auf Erden miteinander sprachen. Gewiß, es war eine ganz eigenthümliche Lage, in der ich mich befand, zu fühlen, daß ich das Leben eines Mitmenschen in der Hand hielt, und noch sonderbarer das Gefühl, daß eine

geringe Bewegung meinerseits den Tod zur Folge haben werde. Der Gedanke war für mich ein schmerzlicher und drückender, um so mehr, da ich den armen Burschen lieb gewonnen hatte, aber es gab keinen Ausweg. Die letzten Worte waren gesprochen, Charley hatte seine Angelegenheit mit seinem Bruder geordnet und gab demselben zärtliche Bestellungen an seine Lieben in der Ferne, die wohl wenig ahnten, wie nahe am Rand des Grabes ihr theurer Freund und Verwandter stand. Thränen füllten meine Augen, als ich diese Abschiedsworte vernahm. Als er damit geendet hatte, wandte er sich an mich und sagte: „Jetzt, Heinrich, denke ich, wäre es am besten, Du nähmest den Daumen fort.“ „Ach, Charley,“ entgegnete ich, „wie kann ich das?“ „Es muß sein,“ erwiderte er freundlich. „Ich danke Dir für Deine große Gefälligkeit und nun lebe wohl.“ Er wandte sein Haupt ab, ich hob den Daumen, noch ein Mal floß der Strom des Lebens und in drei Minuten war Charley eine Leiche.

### Definition des Kusses.

**Der Philosoph:** Der Kuß ist die Vereinigung von rein Materiellem mit dem rein Ideellen; er ist ein stilles Zueinandergreifen von geträumten Seligkeiten mit der Wirklichkeit eines rein physischen Gefühls und der Weihe des physischen Bewußtseins. Er ist der stille lautlose Ausdruck einer tiefempfundenen Neigung, die, wie der Blick im Strahle, mit dem Hauche spricht; er ist ein Auflösen des eigenen Ich und ein Wiederfinden im fremden Du.

**Der Theologe:** Der Kuß ist göttlichen Ursprungs und ist die Ahnung des Himmels, die durch die Brust des Menschen zieht; er ist ein stillflüsterndes Gebet, die Weihe der Reinheit zweier Seelen. Er ist, wird er empfindend gegeben und empfunden, das Siegel Gottes unter der Eidesformel der Treue und der Segen Gottes für zwei Menschenleben.

**Der Rechtsgelehrte:** Der Kuß ist eine donatio inter vivos und gehört dem Familienrechte an. Er ist unter Liebenden Pflicht, gehört unter die erwerblichen Rechte und zum Eigenthumsrechte. In der Ehe wird er zur Gütergemeinschaft. Es gehört der animus possidendi dazu. Manche Juristen rechnen ihn unter die Servituten, er gehört aber unter die Geschenke.

**Der Mediciner:** Der Kuß ist die Compression der Labialmuskeln, die Doppelberührung der Lippenränder. Er erzeugt fiebernde, jedoch nicht krankhafte Alteration des Nervensystems. Die begleitenden symptomatischen Erscheinungen sind: Erhöhter Puls, Herzpochen, geröthete Wangen und intensives Feuer im Auge. Er tritt bei Liebenden epidemisch auf. Er ist ein elektrisches Fluidum; eine obijch-magnetische Naturkraft, eine selbstbewußte Attraction des Mundes an einen andern Mund.